Felix Graf Bothmer.

Ein heldenmütiger Führer im Kampfe gegen die Russen.

Von Dr. Fritz Endres, Dozent an der bayrischen Kriegsakademie.

An der Seite unserer Verbündeten in dem meistumstrittenen Kampfgebiet der russischen Südfront kämpft die Armee Bothmer. Ihr Führer Felix Bothmer ist geboren am 10. Dezember 1852 als Sproß einer altberühmten Soldatenfamilie. Sein Vater, Max Graf Bothmer, der als Chef der Operationskanzlei den Feldzug 1866 mitgemacht hatte, war einer der ersten bayrischen Offiziere gewesen, die unmittelbar nach dem Friedensschlusse, unbekümmert um den Lärm der öffentlichen Meinung die Schäden des alten bayrischen Heeres aufgedeckt und eine zeitgemäße Umwandlung verlangt hatten. Diese Reform hatte Graf Bothmer als Chef des Generalstabs der bayrischen Armee in den Jahren 1867 bis 1870 gefördert und sich dann im Feldzuge gegen Frankreich freudig davon überzeugen können, daß die neugeschaffene Waffe in erstaunlich kurzer Zeit der alten preußischen fast ebenbürtig geworden war.

Zwar hat Graf Felix Bothmer die Kriege von 1866 und 1870 noch nicht mitmachen können — er ist erst im Februar 1871 als Fahnenjunker in das kgl. bayrische Infanterie-Leibregiment eingetreten —, aber der neue kriegerische Geist, der den Vater beseelt, hat auch auf den Sohn stark, ja entscheidend eingewirkt. Der junge Offizier diente in einem innerlich und äußerlich verwandelten Heere. Die altnapoleonischen Traditionen waren durch Wörth, Sedan und Orleans völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Freilich war der Dienst jetzt ernster und strenger als früher, aber dafür knüpfte er auch an große und allgemein deutsche Erinnerungen an und wies auf größere und leuchtendere Ziele.

Graf Felix Bothmer hat in den Friedensjahren von 1871 bis 1909 die glänzende Laufbahn eines begabten und arbeitsamen Offiziers durchmessen. Er ist nach 1871 Leutnant, 1885 Oberleutnant, 1888 Hauptmann geworden. Von 1890 an wechselten dann, wie üblich, Verwendungen im Generalstab und im Kriegsministerium mit Dienstleistungen bei der Truppe, namentlich dem Infanterie-Leibregiment. Zu Beginn der 90er Jahre war Bothmer als Major dem preußischen Generalstabe zugeteilt, an dessen Spitze damals der kluge und militärisch hochbegabte Schüler Moltkes, Graf Waldersee, stand. 1901 wurde Graf Bothmer Kommandeur des Infanterie-Leibregiments, erhielt 1903 die 8. Infanteriebrigade, 1905 die 2. Infanteriedivision und wurde 1909 Generalkapitän der Leibgarde der Hartschiere. Seine militärische Tätigkeit schien damit beendigt.

Da rief auch ihn der große Krieg aufs neue zu den Waffen. Zu Beginn des Jahres 1915 erhielt Graf Bothmer ein Armeekorps im Verbande der Südarmee Linsingen. Bald sollten glänzende Waffentaten seinen Namen berühmt machen. Man hat mit Recht davon gesprochen, daß die furchtbare Karpathenschlacht zu den wichtigsten militärischen Entscheidungen des Krieges gehört. Wie im Norden die Siege Hindenburgs, so brach sie im Süden den wilden Ansturm und damit die kriegerische Kraft der Russen. Führer und Truppen leisteten Hervorragendes, sowohl in zäher Verteidigung als in stürmendem Angriff. Unendliche Strapazen waren in dem verschneiten und vereisten Gebirge, auf den bald steinharten, bald tief verschlammten Straßen zu überwinden. Hunger und Durst, schneidende Kälte und laue, erschlaffende Frühlingswärme waren gefährliche Gegner, die den tapfern und zähen Feind wirksam zu unterstützen schienen. Trotzdem ist es den Deutschen und Oesterreichern gelungen, schon vor der großen Majoffensive den Russen Stellung auf Stellung zu entreißen.

In diesem schweren Ringen hat das Korps Bothmer einen der schönsten Erfolge davongetragen. Am 9. April 1915 nahmen die Garden, Ostpreußen und Pommern, die dem bayrischen General unterstellt waren, den Zwinin, jenen breiten Höhenrücken, der das Stoke und Stryj führende Tal fast völlig gesperrt. Nach langer, sorgfältiger Vorbereitung wurde der Feind von beiden Seiten angepackt und schließlich in erbittertem Nahkampf geworfen. „Niemals," erklärte der ganz überraschte russische Führer, „habe er die Erstürmung für möglich gehalten". Sie kann als Truppen- und Führerleistung nur mit dem Sturm auf die Spicherer Höhen verglichen, wird aber vermutlich dereinst, strategisch und taktisch, weit höher als dieser gestellt werden.

Einen Monat später hat dann die Majoffensive auch die russischen Truppen, die noch um die Karpathenpässe fochten, zum Rückzug gezwungen. Sofort drängten die Deutschen und Oesterreicher nach. Wieder führte das Korps Bothmer einen entscheidenden Stoß. Es nahm in schweren, sogelangen Kämpfen die von den Russen vortrefflich gewählte und ausgebaute Verteidigungsstellung von Stryj. Am 31. Mai war sie in unserer Hand. Schon am 3. Juni stand die Armee Linsingen am Dnjestr und schickte sich an, ihn angesichts des Feindes zu überschreiten. Aber die Russen leisteten hier noch einmal so heftigen Widerstand und griffen, nach ihrer Art unter schrecklicher Menschenverschwendung, so wütend an, daß die Schaden des Erfolges lange Zeit hin- und herschwankten. Erst am 28. Juni war der Uebergang gelungen; sofort drang die Armee ostwärts gegen die Zlota Lipa vor.

General Graf Bothmer.

Hier aber sollte sie zunächst haltmachen. Während Hindenburgs wundervoller polnischer Feldzug von Sieg zu Sieg führte, mußte Graf Bothmer, der jetzt das Kommando der Südarmee übernommen hatte, in Ostgalizien warten und wachen. Erst am 27. August durfte auch er wieder angreifen: in breiter Front durchbrachen seine Truppen nördlich und südlich von Brzezany die seit mehreren Wochen ausgebauten feindlichen Stellungen, schlugen russische Gegenangriffe ab, standen am 29. August an der Strypa und drängten am 1. September die Russen gegen den Sereth zurück. Hier aber kam es zu außerordentlich schweren Kämpfen. Immer wieder galt es, starke feindliche Vorstöße zurückzuweisen; die große russische Septemberoffensive erzielte sogar kleinere örtliche Erfolge. Aber sie brach dann doch ohne wirklich entscheidende Ergebnisse zusammen. Und ebenso wenig erreichten spätere Vorstöße, die den Zweck hatten, die letzten Reste Ostgaliziens zu halten und zugleich Rumänien in die Arme der Entente zu treiben. Im Oktober und November und Januar, im Februar und März, im April und Mai preschten die Russen gegen den deutsch-österreichisch-ungarischen Wall vor, überschütteten ihn mit Geschossen, ließen Hunderte von Toten vor ihm liegen und mußten schließlich froh sein, wenn ihnen Bothmer nicht, nacheilend, einen Teil ihrer eigenen Stellung wegnahm.

Denn das ist charakteristisch für diesen bayerischen General, für seinen Stabschef, den Obersten Hans v. Hemmer, und für seine preußischen Truppen: der Angriff ist ihnen lieber als die Verteidigung. Der Kampf um den Zwinin und die Erstürmung von Stryj, das waren so recht Taten nach dem Herzen dieser deutschen Soldaten; auch in den schweren Verteidigungsschlachten in Ostgalizien folgte jedem feindlichen Stoß der deutsch-österreich-ungarische Gegenstoß, der zu manchem schönen Teilerfolg führte. Bothmer's Bild ist uns längst allen wohl vertraut; das Bild eines hochgewachsenen, schlanken Offiziers mit langgeschnittenem, feinem, vom weißen Vollbart umrahmtem Gesichte und lebhaften, hellen Augen. Wir wissen alle, daß diese vornehme und ritterliche Persönlichkeit wie geschaffen dazu ist, den Oberbefehl über deutsche und österreichisch-ungarische Truppen zu führen und durch liebenswürdiges Entgegenkommen jede Reibung auszuschalten, um überall ein erfolgreiches Zusammenwirken zu erzielen. Wir haben manches feingeprägte Wort von ihm gelesen und daraus ersehen, daß dieser hochgebildete und künstlerisch interessierte Mann den Krieg nicht nur äußerlich mitkämpft, sondern auch innerlich mitformt. Auch er ist ein Verzweifelter jenes „Militarismus", in dem wir Deutsche die stärkste Kraft unserer nationalen Gegenwart und die lebendigste Hoffnung unserer nationalen Zukunft erblicken.

Der Ueberläufer.

Von Georg Queri.

Großes Hauptquartier,
im Juni.

Die Irrwege in die deutschen Linien halten ihn müde gemacht; er schlief von morgens zehn Uhr bis neun Uhr abends wie ein völlig berauschter Mensch. Dann schilderte er den Infanteristen, in deren Quartier er zu Gaste lag, mit sich überjagenden Gesten seinen Hunger. Sie lachten und stopften ihn mit Wurst und Brot zum Platzen voll. Er schüttete dem Essen einen holden Feldkessel voll Kaffee nach und gedachte abermals ein Schläfchen zu machen, aber sie führten ihn jetzt vor den Leutnant.

„Sie sind also übergelaufen?"

„Mein Gott, übergelaufen! Jawohl. Vive l'Allemagne ..."

„Halt, mein Junge. Das alles wissen wir socho; du hast einen Brief bei dir getragen, da stehen diese Sprüchlein schwarz auf weiß zu lesen. Sieh dir den Brief an — er ist's wohl?"

„Ja," sagte er zögernd, während er ein wenig erröte. „Ich wollte den Brief in eine Patronenhülse stecken und hinüberwerfen, nicht wahr? Aber meine Kameraden beobachteten mich und ich mußte es lassen. Ich riskierte doch mein Leben, wenn ich aus dem Grabe sprang, nicht wahr? Die Meinen hätten vielleicht nicht auf mich geschossen, weil sie das üble Leben auch verwünschen — aber Ihre Soldaten, nicht wahr? Und darum also wollte ich den Brief vorherschicken."

Ich sah mir den Fetzel an; gute Handschrift, aber die typisch schauerliche Orthographie des kleinen Franzosen. Zum Beispiel: nous Crevons (de) la fint (faim) — wir müssen Hungers sterben. Les Soldat von (vont) se Révolter et nous cons (sont) mal menot (menés) Comme tout — die Soldaten sind im Begriff zu revoltieren, und wir sind schlecht geführt wie überhaupt alles.

Blanker Schwindel. Es leidet auch da drüben kein Soldat Hunger, und Meutereien wird es wohl nur in ganz winzigem Umfang geben. Der Mann entlud sich dann noch in sehr kräftigen Ausdrücken gegen Poincaré — der ganze Brief war ein plumper Versuch, sich beim Gegner lieb Kind machen zu wollen. Der Leutnant erklärte ihm das auch ganz rundweg. „Das sind Mätzchen," sagte er, „deine Gründe fürs Ueberlaufen stehen wo anders. Das deutsche Feuer ging dir wohl auf die Nerven?!"

„O!" bestätigte der Mann, „o!"

„Und dann hast du ein Schriftstück von deinem Bruder bei dir getragen, das liest sich sonderbar; warum man dich verhaftet habe, und was du alles auf dem Kerbholz hättest. Ist es nicht so? Und ob du an die Front geschickt worden scheint, um alles das wieder gut zu machen. Schrieb er dir das nicht?"

„Das hat nichts zu sagen ..." meinte der Mann.

„Geht mich auch nichts an, was du da drüben ausgefressen hast," brummte der Leutnant, „mach das mit dir selber ab."

„Je suis un pauv' couillon du front!" sagte der Ueberläufer kläglich, „ich bin ein armes Frontschwein!"

*

Er war ein kleiner hübscher Bursche, fünfundzwanzig, beweglich und flinkig, eigentlich sogar klug. Als er die ersten unbequemen Fragen hinter sich hatte, lachte er auf und plauderte frech und fröhlich von den Dingen an der Front. Wir hörten ihm mit mißtrauenden Ohren an, aber er hielt in allen Kreuz- und Querfragen richtig stand und konnte überdies in vielen Sachen leicht kontrolliert werden. Er war ein Lump, aber er log nicht.

Die Karte las er glänzend, viel, viel besser als irgendein anderer französischer Durchschnittsinfanterist. Auch auf den Spezialblättern konnte er sich rasch aus, fuhr mit dem Finger kreuz und quer und sagte plötzlich erfreut: „Da liegt meine Kompagnie, sehen Sie nur, da liegt meine Kompagnie!"

„Soundsoviertes Regiment, soundsoviele Division," ergänzte der Leutnant.

„Tiens! Woher wissen Sie das? — — Und hier" (jetzt suchte er aufmerksam in dem Gewirr von roten Stellungseinzeichnungen), „hier ist der Unterstand meines Kapitäns. Das ist sein Unterstand!"

Der Leutnant zog plötzlich sein junges Gesicht in harte Falten und ich machte mir in meinem Notizbuch zu schaffen. Wir konnten beide den Kerl augenblicklich nicht anschauen. Er empfand die Pause unwillig und rief: „Sehen Sie doch, hier!"

Ich zog aus irgendeinem Grunde, den ich nicht weiß, die Uhr: sie zeigte halb elf. Ich sah an dem kleinen Franzosen vorüber durchs Fenster in die halbdunkle Nacht hinaus. Da drüben, weit da drüben mußte dieser Kapitän jetzt wohl in seinem Unterstand sitzen. Ich meinte ihn deutlich zu sehen: er schrieb bei einem Lämpchen einen Brief. Liebe Frau — ich konnte es mir nicht anders denken — liebe Frau! mußte er beginnen. Ein feiner Brief mit verrückten Redensarten der Sehnsucht. Er schrieb mit heißer, eilender Hand und seine Mienen waren weich und zärtlich. Liebe Frau! Er mußte ihr an diesem Spätabend noch etwas Liebes sagen.

Er sah zu seinem Lämpchen auf, der Kapitän, und holte aus der Flamme ein Lodern für seine Augen. Dann schrieb er wieder: Liebste!

Und in diesem Augenblick spreizte der Ueberläufer den Zeigefinger fest auf die Karte: „Sehen Sie, hier ..."

Der Leutnant zuckte zusammen und sandte mir einen Blick herüber.

Wir sahen uns eine kleine Sekunde voll Zorn an.

*

Der Bursche kam herein: „Wünschen Herr Leutnant ein Glas Bier?"

„Nein!" schrie der Leutnant; aber er bat den Ton mit einem Blick wieder ab.

Der Bursche nickte; dann ließ er die klaren Augen über den kleinen Franzosen gleiten; sie wurden um einen Ton dunkler und streiften den fröhlich blickenden Menschen verächtlich ab. Dann ging er hinaus. Ich hörte, wie er sich im Hausflur räusperte und wie er kräftig spuckte. Der Leutnant sah wieder zu mir herüber: „Glauben Sie, daß dieser prachtvolle Kerl zu so was fähig sein würde? Lieber sich die Junge abbeißen!"

Der Franzose sah jetzt sehnsüchtig auf meine Zigarette. Ich legte ihm eine auf den Tisch hin, ich konnte sie ihm nicht von Hand zu Hand geben. Er bedankte sich vergnügt. „Und hier," sagte er, „haben wir vier Maschinengewehre eingebaut. Sehen Sie — so!" Er beschrieb eine Dreiecksstellung auf der Karte. „Zwei sind an dieser Spitze, ziemlich tief einbetoniert. Die anderen zwei sind nicht betoniert. Dann haben wir hier auch wieder zwei Maschinengewehre, die sind erst vorgestern in Stellung gebracht worden. Sie können den Waldrand abstreichen, nicht wahr? ..."

Ich ging hinaus und kam mit ein paar Flaschen Bier zurück. Der Leutnant hatte jetzt auch das Bedürfnis, sich die Kehle zu reinigen, die ihm die ganze widerwärtige Sache verlegt hatte. Wieder machte der Ueberläufer gierige Augen.

„Wollen wir dem Schwein ...?"

Ich goß ihm ein. „Auf deinen Galgen, Sohn, früher oder später!"

Er verstand die deutschen Worte nicht, aber er lächelte und trank sein Glas leer. Es gefiel ihm hier. Nichts von den Schauern seiner Stellung, der Geschützdonner fern, das Leben gerettet. Wenn es auch nur ein Zuchthäuslerleben war, aber es galt ihm viel. Er schleppte es gern weiter. Nie hatte er daran gedacht, es an der Front sühnen zu wollen. Vielleicht ließ es sich in Deutschland wunderschön neu aufbauen. Dachte er an einen Lohn für seinen Verrat? Er sprach nicht davon, aber seine Stimme war so froh, als ob neben jedes seiner Worte ein klingendes Goldstück gelegt würde.

Pfui Teufel. Aber man kann den Verrat nicht ablehnen. Er ist alter Kriegsbrauch, hier und dort. Man sucht ihn, aber man liebt ihn nicht.

Ich gab dem Mann noch eine Zigarette. Ich gab ihm Feuer. Aber er gab Feuer auf seine Linien: „Hier stehen also vier Maschinengewehre ..."

„Und hier kommen unsere Feldküchen."

Herrgott, was sagte er da? Hier kommt Nahrung für die armen Teufel, die vorne in Dreck und Verderben liegen und seit ein paar Tagen schon den Magen knurren hören. Seine Kameraden!

*

Er steckte ein listiges Lächeln auf: „Warum legen Sie immer um ... Uhr Sperrfeuer? Die Feldküchen kommen schon um ... Uhr! Das Sperrfeuer schadet ihnen nichts mehr. Um ... Uhr, wenn Sie schießen würden!!"

Der Leutnant stürzte sein Bier auf einen Schluck hinunter. „Peter!" schrie er zornig. Der Bursche kam und brachte ein paar Flaschen. Er nickte dem Leutnant ernst zu und gab dem Franzosen wieder einen Blick voll der Verachtung. „Ist gut, Peter, laß das Wort, du brauchst nur reden. Das versteht du nicht, du braver Kerl!"

Der Ueberläufer bekommt noch ein Glas. Das zweite kleine Gläschen. Er soll niemals an diese Unterredung denken mit der Erinnerung, daß er damals nicht nüchtern gewesen sei. Er soll die ganze schwere Verantwortung mitschleppen. —

Er macht einen hilflosen Versuch, auf das Wohl des Leutnants zu trinken.

„Schon gut, mein Junge."

Eifriger ergänzt er jetzt seinen Bericht über die Feldküchen. „Sie haben alle nur diese eine Zufahrt. Und dann kommen von hier und von hier und von hier die Essenholer. Sie treffen um ... Uhr ziemlich pünktlich zusammen, wenn sie unterwegs nicht zu stark ins Feuer kommen. Nein, halt" (er sucht mit dem Finger aufmerksam die Karte ab), „weiter hier vorn. Sehen Sie, gerade da, wo der Wald aufhört. Da haben es die anderen aus dieser Stellung bequemer. Und dann sind immer viele Soldaten zusammen ..."

Viele Soldaten — viele Kameraden. Aber das Wort wollte ihm doch nicht von der Zunge.

Er verrät sie genau so wie seinen Kapitän im Unterstand. Er weiß, daß die Geschütze solche Gelegenheiten suchen: viele Menschen im kleinen Raum. Man kann im Kriege nicht mit der Gemütsellle messen. Man funkt, man funkt, das weiß er. Man wird auf diese Stelle funken, die sein Zeigefinger verriet. Morgen nachts schon, wenn die Feldküchen hier warten, werden die Batterien sprechen. Untertags haben sie beiläufig und gleichgültig ein paar Schuß dahingelegt — wie durch Zufall. Und dann sind sie eingeschossen für die Nacht!

Der Leutnant fährt sich ein paarmal mit der Rechten über die Stirn, dann fragt er weiter. Er hat ein ganz kühles Soldatenherz aufgesteckt, hinter dem er sich verbirgt. Er fragte und schreibt. Und der Franzose plaudert. Langsam verliert seine Rede an Frische. Er ist müde. Der Leutnant auch.

„Peter!" Der Bursche kommt. „Laß das Schwein wieder abholen, Peter."

Es ist schon über Mitternacht hinaus. Als sie den Ueberläufer über die Gasse führen, zieht ein Bataillon vorüber, in die Stellung. Die Leute sind schwer bepackt, aber sie singen. Mit Herz und Hand, mit Herz und Hand ... Gloria, Viktoria! Sie gehen einen schweren Gang, das wissen sie. Aber sie singen.

Der kleine Franzose muß warten; sie haben ihm den Weg mit ihrer langen Reihe verlegt. Er raucht behaglich seine Zigarette und sieht sich die feinen Menschen neugierig an.

Nichts, rein gar nichts denkt er dabei. Wie sie vorüber sind, sucht er mit bester Laune seine Kleppe auf.

Rückzug.

Aus einer französischen Kriegsschilderung.

Vor einigen Wochen erschien in Frankreich ein Buch, das bald die begeisterte Zustimmung der Kritik fand. Es enthält Schilderungen aus dem Weltkriege. Paul Lintier, der sie schrieb und unter dem einfachen Titel „Ma pièce" zusammenfaßte, hat sie seinem Freunde und Kameraden Brisoult gewidmet, den der Tod „im Pulverrauch der Schlacht" verschlang. Kurze Zeit darauf wurde Paul Lintier selbst in Lothringen von einer Granate zerrissen. Im Folgenden geben wir einige Seiten aus dem Buche wieder.

* * *

... Jetzt spürten unsere Kanoniere die grausame, unheilvolle Erniedrigung, die im Rückzug liegt, das ganze Grauen eines Rückzugs. Denn vor ihren Augen waren sie vorbeigezogen längs der rauhen Höhen von Tailly, ein Regiment nach dem anderen, die ganze siebente Division. Aber sie waren am Ende ihrer Kräfte. Die Jüngeren unter ihnen, gelbe, faltige Gesichter, totmatt von Elend und Ermüdung, mit farblosen und schlaffen Lippen. So schritten sie dahin, vornübergebeugt. Und wie sie sich unter der Last des Tornisters krümmten, glichen sie Christus, als er sein Kreuz zum Golgatha schleppte. Alle hundert Meter blieben sie stehen, um ihre Bürde von neuem zurecht zu rücken.

Da waren Soldaten, denen fing die Flinte schwer wie ein Schwebebalken in der Hand. Andere stöhnten, daß sie seit zwei Tagen nichts gegessen hätten. Und einer, abgezehrt, mit Augen, in denen das Fieber flackerte, blieb plötzlich vor dem stummen Rachen eines grauen Geschützes stehen und schrie dem Kanonier zu:

„Los! Schieße mir eine deiner Granaten in den Bauch! Dann ist wenigstens alles zu Ende."

Die Pferde lahmten fast alle. Kaum eines, das noch heil war. Der lange Kampf, Peitschenhiebe, Hunger — o man sah es ihnen an, was hinter ihnen lag. Nur wenige waren ausgeschirrt. Keins ging frei. Die Stellen, wo Zügel und Schweifriemen einschnitten, waren voller Wunden, in denen tagsüber ungestört sich Schwärme von Schmeißfliegen und Bremsen eingenistet hatten. Ein elender Pferdebestand. Obendrein noch krank und geschwächt durch unaufhörliche Diarrhoe. Wie die Menschen.

Doch was war das alles gegen den Gipfel des Jammers, gegen das grausamste Anzeichen der Invasion: die Flucht des Volkes vor dem Feinde.

Ein unabsehbarer Zug. Greisinnen und junge Mädchen, Mütter mit Säuglingen an der Brust und Kinder, Scharen von Kindern. Alle diese Unglücklichen suchten sich das Kostbarste, was sie noch besaßen, zu retten: ihr nackes Leben. Die Frauen und Mädchen ihre Ehre, wohl auch ein wenig Geld oder ein Haustier, von dem sie sich nicht hatten trennen können. Einen Hund, ein Kätzchen oder einen Vogel, der ängstlich im Käfig flatterte.

Da war ein Greis und zwei Frauen, beide hochschwanger. Ein halb Dutzend Kinder hingen ihnen am Rock. Sie starrten die Batterie an, wie sie an ihnen vorbei rollte. Die eine der Weiber stieß den Alten am Ellenbogen.

„Geh' doch, Vater!"

Er rührte sich nicht.

„So geh' doch, Vater!"

Da ging der Alte bis an die Soldaten heran. Er schien etwas sagen zu wollen. Aber eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, und er wandte sich um.

„Ach — nein, nein," murmelte er, „ich bin zu alt dazu, ich kann sie nicht darum bitten."

„Um was denn bitten, Alter?"

„Brot. Habt ihr nicht vielleicht ein kleines Stückchen Brot übrig. Es ist ja nur für die Kinder."

„Aber ja doch. Alles kann man nie aufessen."

Das heißt, in Wahrheit hatten wir selbst kaum noch das Nötigste. Und das Brot, das wir hatten, war verschimmelt. Wenn man es reinigen wollte, mußte man die Mitte herausschneiden. Trotzdem gaben wir dem Alten zwei Stück.

„Danke ... Nicht wahr, ihr entbehrt es nicht?"

„Aber nein, wir entbehren es nicht. Wir bekommen doch jeden Tag ganze Wagenladungen voll —"

Der Alte ging ab mit seinen beiden Broten. Mit dem Aufschlag seines Aermels wischte er sich die tränenden Augen. Da schlug krachend ein Regen von Schrapnells in das Gehölz seitab ein. Blätter und Aeste splitterten.

Ein Kanonier ballte die Faust zum Feinde hin. „Bande, Vieh!" stieß er heraus.

Merkwürdig, viele seiner Kameraden waren der Ueberzeugung, daß man sie verraten hätte. Ihr angeborener Stolz hatte ihnen den Verdacht eingegeben. Und nun auf einmal dieser Zusammenbruch. Kein Zweifel, man hatte ihn vorbereitet. Es war unbegreiflich.

Doch noch ein anderer Gedanke hetzte sie, ließ sie nicht mehr los: die Schlacht. Diese Schlacht, in der sie jetzt unaufhörlich zurückwichen. Was war das für eine Schlacht? Wa das die Schlacht von Eike oder die Schlacht von Virton?

„Wo sind wir? Was hat man mit uns vor ...?"

Ueberall wollte man etwas wissen. Ueberall bewegte die Soldaten der heiße Wunsch, etwas zu wissen von dem, was geschah. Vielleicht nur deshalb, um ein bißchen sprechen zu können, mitten in diesem Elend an etwas anderes zu denken. So zogen sie einher.

Da begann die Heerstraße selbst von dem Unglück ihres Vaterlandes zu reden: der Weg war bedeckt mit dem, was sie hatten zurücklassen müssen. Tornister, Mützen, zerrissene und blutige Uniformen, zerbrochene Gewehre verbogene Bajonette. Das redete eine stumme Sprache, eine entsetzliche Sprache. Das schrie ihnen allen die furchtbare Wahrheit ins Gesicht, nach der sie lu"ten und die ihnen das Herz zerriß: Rückzug!

Da waren einige, die erinnerten sich plötzlich voll Bitterkeit daran, wie sie, von Hoffnung geschwellt, aus ihrer Garnison gezogen waren. Geradezu in einem Rausch waren sie ausgezogen. Blumenbekränzt die Lafetten der Geschütze, die Rohre, die Protzen. Und die Frauen, wie sie mit vollen Händen Rosen, Hortensien, Gladiolen an sie verschenkten. Und in diesen Bergen von Duft, die sie bedeckten, ihre von Sonne und Erregung leuchtenden Gesichter, ihre feuchten, in Tränen verschwimmenden Augen ... Als dann die Schildwachen den Frauen den Eintritt verwehrten, ließen sie ihre Blumen auf die Soldaten niederregnen ...

Wie sie jetzt daran zurückdachten, zersprang ihnen das Herz vor Gram.

*

So kam unsere Artillerie in müdem Marsch vor die Tore von Paris. Immer wieder und wieder wühlten sie ihren Schmerz auf, während sie durch den Staub der Rückzugsstraßen stampften.

Plötzlich rief ihnen jemand zu: „Die Deutschen sind in Ce.! Man schlägt sich schon um Grand Morin ...!"

„Ah .. also wir sind schon umklammert?"

„Kein Gedanke. Warum schon umklammert!"

Noch nicht. Ein fast kindliches und ergebenes Vertrauen blieb noch in ihren Herzen verankert. Gleichwohl, keiner wußte, wie es eigentlich stand. Keiner wußte, was sich vorbereitete. Es war der 6. September ...

Am folgenden Tage also am 7. September, rief uns der Kompagniechef Brejard zusammen:

„Aufstehen! Herhören!"

Dann zog er ein Papier aus der Tasche und las. Er las, was heute ein jeder von uns weiß, was wir aber damals bis in die letzte Faser unseres Herzens aufsaugen mußten.

„In dem Augenblick, wo eine Schlacht beginnt, von der das Heil des Vaterlandes abhängt, hat sich jeder darüber klar zu sein, daß keine Zeit mehr ist, rückwärts zu schauen. Alle Kräfte müssen nur auf das eine Ziel gerichtet sein, den Feind anzugreifen und zurückzuwerfen. Eine Truppe, die nicht mehr vorwärts kann, muß, koste es, was es wolle, das von ihr besetzte Terrain festhalten und sich lieber zusammenschießen lassen, als einen Schritt zurückweichen."

Der Kompagniechef Brejard senkte das Blatt und hielt einen Augenblick inne — dann schloß er mit den paar Worten:

„Spannt also jetzt an. Wir gehen vorwärts."

Das war alles. Aber uns kam es vor, als ob mit einem Ruck ganz Frankreich vorwärts ginge. Vorwärts die ganze französische Armee.

Meine Kanoniere wußten jetzt, wo sie sich ruhmbegierig nach Norden wandten, gewißt nicht mehr von dem, was vor sich ging, wie in den Tagen des Rückzuges. Gleichwohl. Ihre Brust hob sich.

Die Schlacht entbrannte. Keiner kehrte zurück.

— — — — — — — — — —

„He Du! wie geht es bei Euch da unten!" ruft man einem, am Kopf verwundeten Marinesoldaten zu, der uns vom Schauplatz des Kampfes entgegen kam.

„Man fällt," antwortete der Verwundete.

Abend. Der Himmel ist ganz durchsichtig. Nur im Norden und im Osten steht der Horizont voll weißer Schrapnellwolken. Aber davor ballt sich schwer der Qualm brennender Dörfer und der schwarze Rauch explodierender Granaten.

„Kämpft man schon lange bei Euch?" fragt man den Soldaten von neuem.

„Ja."

„Wie viele Tage?"

„Es ging los als wir ankamen."

„Wann kamst Du denn an?"

„Vorgestern."

Und dann murmelte wieder der Kanonier von vorhin die zwei Worte: „Man fällt."

Sie brachen auf. Dem Feinde entgegen.

Ein Leichengeruch erfüllte die Luft.

Zwischen Nanteuil-le-Haudouin und Sennevières ging die Batterie in Stellung. Der Feind flutete in Sturmwellen vor.

„Jetzt gehen sie auf uns los!"

Man sieht deutlich, wie die feindlichen Infanterieabteilungen sich in einem Bogen rückwärts konzentrieren. Nun umschließt ein ungeheures Hufeisen die Artillerie. Vom ganzen vierten Korps scheint nichts mehr übrig zu sein, als ein schmaler, heller Streifen im Südosten.

Jetzt machen die Batterien halt, Front gegen den Feind.

Ihre Geschütze sind heulende Ungetüme, die aus ihren vollen Feuerrachen gegen die sinkende Sonne speien. Die Rohre drängen sich näher zusammen. Sie rauchen. Und unten sehen wir auf einmal, wie Menschen auseinanderstieben, in rasendem Laufe fortstürzen, sich wieder zu Haufen zusammenballen.

Was bedeutet das?

Die feindliche Artillerie ist verstummt. Und ganz plötzlich gehen unsere Linien-Regimenter zurück. Die Jäger zu Pferde setzen sich in Trab und dann folgt eine ganze Brigade Kürassiere ...

Das ist Rückzug! Da ist er wieder. Der Rückzug!

Die rumänischen Felle.

Der Abschluß des deutschen und des österreichischen Handelsabkommens mit Rumänien hat bei allen Kriegführenden zu eifrigem Nachdenken angeregt. Nüchtern, wie man in Deutschland zu urteilen gewohnt ist, betrachtete man hier dies Vorkommnis lediglich als eine unausbleibliche Folgerung der wirtschaftlichen Lage in Rumänien, die von unseren dortigen Freunden freudig begrüßt und in ihrer weiteren Wirkung auch politisch gewertet wurde und mit der sich unsere geheimen und offenen Widersacher im Lande mit sauer-süßer Miene abfanden. In Rußland ist man geteilter Ansicht: als ausgesprochener Gemütsmensch findet Herr Ssasonow, daß „Rußland in Rumänien keine wirtschaftlichen Interessen verfolgt, sondern nur die Freundschaft dieses Nachbars anstrebt", — während andererseits die etwas realpolitischer veranlagte „Rowoje Wremja" feststellt, „daß man in jetziger Zeit nicht Handel ohne Politik treiben kann," und in ihrer Erörterung des mißlichen Falles zu dem Schluß kommt: „Der russische Lohgerber sieht betrübten Auges, wie ihm die rumänischen Felle weggeschwemmt sind!" Aber auch ein russischer Offiziosus, die „Vecerna Wremja", kann nicht umhin, den traurigen Tatbestand also zusammenzufassen: „Nun, da unsere Freunde Serbien und Montenegro vernichtet sind, verblieb in dem Kochkessel des Balkans, außer Bulgarien und der Türkei, die gegen uns kämpfen, und Griechenland, das uns mit bösen Augen ansieht, nur noch Rumänien. Rumänien wollte Geld, man gab ihm Geld; er brauchte Getreide, man gab ihm auch Getreide; Rumänien verlangte Pferde, man gab ihm Pferde. Und nun liefert es große Transporte von Feldfrüchten nach Oesterreich und der Türkei. Die russischen Feldfrüchte ernähren die Rumänen, die rumänischen dagegen ernähren die Deutschen."

Vielleicht sieht der russische Elegiker zu schwarz. Bisher war wenigstens nichts davon bekannt, daß Rußland an Rumänien außer den üppigsten Bestechungsgeldern um der platonischen Freundschaft willen auch Getreide geliefert habe; wenn es aber wahr ist, daß auch durch russische Hilfe mit rumänischer Vermittlung der englische Plan, uns auszuhungern, vereitelt wird, dann hat das für uns noch einen besonderen Reiz. Es wäre kleinlich, wenn wir deshalb die Annahme der Lebensmittel verweigerten, weil die russische Gabe nur mit halbem Herzen gespendet worden ist.

Völlig eines Sinnes in der Einschätzung des deutsch-österreichisch-rumänischen Handelsabkommens scheint man auf französischer Seite zu sein. Der Bukarester Gesandte Blondel, der sich die redlichste Mühe gegeben hat, Rumänien in den Krieg gegen Oesterreich-Ungarn zu hetzen, ist abberufen worden. In Bukarest sagt man, Herr Blondel sei unter die Räder des ersten „Carmen-Zuges" geraten. Das Bild ist lieblos, zeigt aber treffend die ganze von Frankreich freiwillig eingestandene Tragik des verlorenen französischen und englischen Spiels in Rumänien. England kaufte in rumänischen Landen Unmassen Getreides auf und wollte sie dort lagern und verfaulen lassen, um uns diese Bezugsquelle zu verstopfen; die französischen Spitzel wachten mit Argusaugen darüber, daß der rumänische Bauer sein Korn und seinen Mais nicht durch die Karpathen oder Donau aufwärts oder auch nach der Türkei befördere, — und jetzt rollen die „Carmenzüge" in endloser Folge zwischen Berlin und Bukarest, sie nehmen eine Strecke, die sonst von Lastzügen in fünf Wochen befahren wird, in vier bis fünf Tagen. Und nach der Türkei hat sich ein ähnlicher flotter Verkehr entwickelt. Es liegt keine Uebertreibung darin, wenn die „Moldova" diese Tatsache als den „politischen Bankerott des Vierverbandes in Rumänien" bezeichnet; „diese Politik des Vierverbandes," setzt das Moldauer Blatt hinzu, „hat uns bloß Schlechtes gebracht, sie hat es aber nicht vermocht, uns zu vernichten. Rumänien hat sich zwar nicht um die Provinz Bessarabien vergrößert, aber Rumänien besteht noch weiter. Frankreich begreift indes nicht diesen Eigensinn Rumäniens — leben zu wollen. Es unternimmt einen letzten Versuch: Frankreich ruft seinen Gesandten zurück und schickt einen anderen. Wird dieser mehr Glück haben als Herr Blondel? Wird Rumänien das Unglück haben, den Einflüsterungen dieses neuen Todesboten zu erliegen? Wir wollen sehen!"

Eines Erfolges kann sich aber der abgehende französische Gesandte noch rühmen: die englisch-französische Methode, von den stetigen militärischen Fortschritten der Mittelmächte nicht Kenntnis zu nehmen, hat in Rumänien auch jetzt noch gläubige Anhänger. Mit erschütternder Naivität mahnt uns Herr Filipescu, ganz im Tone seiner Meister an der Themse und Seine, die gütigen Friedensbedingungen unserer Feinde anzunehmen. „Die Verbündeten," sagt er, „führen keinen Eroberungskrieg. Sie wünschen vor allem den Abschluß eines dauerhaften Friedens und die Anerkennung gewisser Prinzipien internationaler Gerechtigkeit. Sie fordern Genugtuung für Belgien und Serbien. Frankreich wird Elsaß und Lothringen fordern — eine Kleinigkeit; Italien sehr wenig mehr als das, was Oesterreich-Ungarn ihm freiwillig bot, Rußland die Benutzung der Meerengen. Und wenn das nicht zerschmetterte, sondern von der Unmöglichkeit seines Sieges überzeugte Deutschland den Frieden verlangen wird, wird es ihn ungefähr unter diesen Bedingungen erlangen können."

Ueber das Maß der nachsichtigen Friedensbedingungen mag man geteilter Meinung sein. Den einen Satz aber scheinen die Tat